

* * *

Hilfsarbeiterin im Sommerschlussverkauf

Eine Analyse des Betriebsmilieus

Als Studie der Betriebsatmosphäre stellt der folgende Beitrag mehr dar als eine bloße Beschreibung. Er ist entstanden aus der direkten und unmittelbaren Erfahrung nach der Methode der teilnehmenden Beobachtung und der daran anknüpfenden täglichen Reflexion. Die Studie wurde durchgeführt in einem Kaufhaus einer größeren Stadt der Bundesrepublik.

Man wird die Erkenntnisse nicht verallgemeinern dürfen, zumal das subjektive Moment hinzukommt, daß die Beobachterin mit größerer geistiger Wachheit und damit auch kritischer und mit bewußterem Erleben in dem geschilderten Milieu stand als die meisten der anderen Arbeitsgefährtinnen.

Ort und Zeit sowie jegliche Namengebung sind aus dem Bericht ausgeklammert worden. Sie sind für die Darstellung unwesentlich. Lediglich der Tagebuchstil wurde beibehalten, um die Lebendigkeit der Darstellung nicht zu beeinträchtigen und um gleichzeitig zu zeigen, wie die Beobachterin Schritt für Schritt die Eigenarten der Betriebsatmosphäre erlebt und sich so ihr Bild formt. Ähnlich dürfte es vielen jungen Menschen gehen, die von der Schulbank unvermittelt in die Welt des Berufes hineingestellt werden, nur daß sie noch hilfloser und beeinflusbarer all dem gegenüberstehen, das nun auf sie einströmt.

Erster Tag, 20. Juli

Heute beginne ich mit meiner Arbeit. Um 8 Uhr morgens soll ich mich bei dem Leiter der Abteilung Berufsförderung einfinden. Meine Erwartungen auf dem Wege dorthin sind gemischter Art, wenn ich an die vor mir liegende Aufgabe denke. Wie wird das sein, so ein kleines, unbeholfenes Rädchen im großen Betrieb von 1200 Menschen, ohne irgend eine Ahnung von all den Dingen?

Ich werde von dem Leiter der Berufsförderung und von seiner Mitarbeiterin kurz auf meine Aufgaben hingewiesen, eine der vielen Hilfsarbeiterinnen zu sein, so wie sie alles mit- und durchzumachen und dabei klar und unvoreingenommen zu beobachten.

Damit kann ich gleich beginnen, während ich dem Personalchef vorgestellt werde.

„Sie wollen bei uns als Werkstudentin arbeiten?“

„Ja.“

„Haben Sie schon einmal verkauft und verstehen Sie etwas von diesen Dingen?“

„Nein, ich bin ahnungslos.“

„Sie sind aber arbeitswillig?“

„Ja.“

„Gut, das ist die Hauptsache, dann wird es gehen. Wo und wie sind Sie hier untergebracht und was zahlen Sie für Ihr Zimmer?“

„Ich weiß es nicht. Ich komme gerade von daheim und war noch nicht bei den Leuten.“

„Dann ordnen Sie zuerst Ihre Wohnungsangelegenheit; es ist für beide Teile gut, wenn sie sich kennen, und Sie können die Leute nicht bis abends warten lassen. Ich gebe Ihnen Urlaub, bis Sie das geregelt haben.“

„Ja, danke“.

Man hat mir die Wohnung meiner Wirtsleute ausführlich beschrieben. Ich fahre mit der Bahn und finde sie in einer Siedlergemeinschaft wohnend. Es gibt bei ihnen einen Garten mit Bienen, zwei kleine Buben, eine schlichte, helle Kammer für mich und viel frohe Erwartung und gute Hilfsbereitschaft für „ihre“ Studentin.

Ich melde mich wieder beim Personalchef.

„Wir werden Sie also bis zum 8. August einstellen. Wenn Sie irgendwelche Sorgen haben, wenden Sie sich an mich. Brauchen Sie einen Vorschuß?“

„Danke, für diese Woche reicht es noch“.

Er reicht mir die Hand: „Schön, dann wünsche ich Ihnen einen guten Start!“

„Danke“. –

Draußen im Vorzimmer lese und unterschreibe ich meinen Arbeitsvertrag. Ich bekomme die Betriebsordnung ausgehändigt, sachlich und vollkommen unpersönlich, so wie die ganze Atmosphäre in diesem Raum zu sein scheint, dann führt mich ein Büromädchen schweigend nach unten zum Pförtner. Ich möchte gerne mit ihr sprechen und sie einiges fragen, weil mir alles fremd und neu ist, aber ich finde in ihrem Gesicht kein Entgegenkommen und erhalte eine kühle und spärliche Antwort, da verstumme ich auch.

Ich erhalte die Kontrollnummer 1198 und den Spindschlüssel 748, dann werde ich zur Warenannahme gebracht. Die Abteilungsleiterin begrüßt mich kurz, ohne Handschlag, und teilt mich einer Abteilung für die Annahme von Damenwäsche zu. Irgend jemand zeigt mir, wie ich Garnituren auszeichnen, d. h. mit Preisschildchen versehen muß. Der Arbeitsgang ist einfach, nach einer Stunde kann ich es schon ganz flink und schaue mich vorsichtig nach den Mit-Arbeiterinnen um. Mir fällt zuerst auf, wie häßlich es ist, daß sie sich nur bei dem Nachnamen rufen. „Schmid, komm mal her!“ „Wo steckt die Müller schon wieder!“ Um mich kümmert sich niemand der dicht neben mir arbeitenden fünf oder sechs Mädchen. Ich arbeite stumm und stehend, erst gegen 13.30 Uhr werde ich gefragt, wann ich esse. Ich habe keine Ahnung und bitte jemanden, mich mitzunehmen und mir die Kantine zu zeigen. Das geschieht, aber oben bin ich wieder alleine und wurstele mich so durch.

An den Tischen haben alle feste Plätze und ein Fremder muß zusehen, wo und wie er unterkommt.

Ich muß mir alles selbst suchen: die Essenausgabe, die Automaten für Bons, die Getränkeausgabe usw. Ich finde einen Platz, der leer steht, weil das Mädchen, das sonst hier sitzt, heute fehlt, würge möglichst schnell mein Essen herunter und versuche, ein wenig mit den anderen ins Gespräch zu kommen. Alle schauen plötzlich zur Türe. Der junge Chef kommt herein, nimmt sich wie alle anderen aus dem Besteckkorb Messer und Gabel und ißt mit. Das wird von den Arbeiterinnen um mich herum sehr verschieden gewertet. Die einen halten ihn für verrückt, daß er „trotz seiner Millionen“ arbeitet, die anderen sehen darin mißtrauisch eine Bespitzelung des Personals, alle aber sind sich darüber einig, daß sie ihn und sein vieles Geld auf keinen Fall heiraten würden, „weil bei so reichen Leuten in der Ehe doch jeder macht, was er will, weil er für Geld ja alles haben kann, auch fremde Frauen und so ...“

Nach der Tischzeit muß ich allein versuchen, in der großen und unübersichtlichen Warenannahme meinen Arbeitsplatz wiederzufinden. Ich komme 10 Minuten zu spät, weil ich mich verlaufe.

Ich arbeite wieder stehend, wie morgens. Gegen 5 Uhr sagt mir endlich jemand so nebenbei, daß ich mich auch dabei setzen könne. Dabei sind in der gleichen Abteilung mindestens noch vier Auszeichnerinnen, die das genau wußten, aber zu gleichgültig waren, etwas zu sagen.

Die Chefin von der Wäscheabteilung arbeitet stundenlang neben mir. Sie sieht mich überhaupt nicht. Als kleine Aushilfe ist man nur eine

Arbeitskraft, die eben da ist, der man kurze Anweisungen gibt, mit der man als Fachkraft kaum und nur „dienstlich“ spricht.

Ich zeichne wieder Wäsche aus, viele 100 Stück. Nach kurzer Zeit kann ich es schon schnell, einige Tricks gucke ich stillschweigend den Mädchen neben mir ab, da mir von den Arbeiterinnen ja niemand etwas zeigt. Ich brauche gar nicht mehr hinzuschauen und bemerke an mir einen Vorgang, den ich schon bei den anderen beobachtet habe: Ich gerate in ein dumpfes, irgendwie angenehmes Stieren, vor dem mich auch nicht „geistige“ Überlegungen bewahren. Neben mir höre ich eine Verkäuferin leise raunen: „Und wie er mich dann in den Arm genommen hat! Und was er mir dann gesagt hat! Die intimsten Dinge . . .“ Den Rest kann ich mir denken. –

Zweiter Tag, 21. Juli

Ich komme in eine andere Abteilung, die Bücherannahme. Ich schreibe hier in etliche tausend Exemplare die Preise. Für 0,99 DM kann man sich ausführlich über die Gotik informieren.

Mittags wieder genau wie gestern: kein Platz, keinerlei Hilfe. Ich bin ja nicht auf den Mund gefallen und könnte, wie andere auch, mir mit Ellenbogenkraft etwas organisieren; aber ich möchte selbst erfahren, wie es so einem kleinen, verschüchterten Ding in der ersten Arbeitswoche ergeht. Wie viele fangen so an und sind ganz hilflos.

Nach dem Essen warte ich unten hoffnungsfroh auf die Abteilungsleiterin und ihre Gehilfin, denen ich zugeteilt wurde und die mir die Arbeit angeben. Ich warte umsonst; niemand kommt zurück. Sie hielten es nicht für notwendig, mir zu sagen, daß sie frei haben. Ich habe dann Handschuhe ausgezeichnet, alle falsch, weil die Arbeiterin neben mir zu gleichgültig war, es mir richtig zu zeigen. Eine andere hat es wieder in Ordnung gebracht und schön geflucht.

Wir arbeiten heute alle bis 7 Uhr, die Leiterin der Warenannahme hat diese Überstunde angeordnet. Sie wird nicht notiert, weil die meisten Hilfskräfte zu schüchtern sind, sie von sich aus aufschreiben zu lassen.

Dritter Tag, 22. Juli

Heute muß ich zur Abwechslung mal Bücher schleppen, rauf und runter, mir rinnt der Schweiß.

Mittags ist die Abteilungsleiterin wieder weg und kommt nicht wieder, keiner kümmert sich um mich und sagt mir, was ich tun soll, ich

helfe einfach dem Mädchen neben mir, Riesenpacken von Hemden, Söckchen usw. auspacken, zu ordnen und zu zeichnen. Die Verkäuferin, die diese Arbeit angibt und leitet, hat noch kein Wort mit mir gesprochen und weiß nicht einmal meinen Namen.

Ich sehe, wie eine junge Hilfsarbeiterin schon seit dem Morgen alles im Stehen auszeichnet und vor Erschöpfung glüht und bald umfällt. Es ist kein Stuhl da für sie. Ich räume ihr einen Platz frei auf einer großen Kiste und bitte sie, sich zu setzen, es sei Wahnsinn, alles im Stehen zu arbeiten, zumal bei dieser schlechten, heißen Luft.

Sie wird rot vor Verwirrung. Es ist wohl selten, daß sich hier unten jemand in Güte um den anderen kümmert, dabei kann man so allein sein, wenn man fremd ist unter all diesen vielen Menschen und Dingen!

Übrigens bin ich dadurch, daß mich niemand aufklärte, viel zu früh zur Arbeit gekommen und bekam nicht die mir zustehende Frühstückspause. Abends machen wir wieder eine Überstunde. Alle sind todmüde, man sieht es an den verfallenen Gesichtern der Arbeiterinnen. Traurig und grotesk wirkt darin der grell geschminkte Mund, mit dem sie sich Frische vortäuschen, denn jetzt beginnt doch erst das „Leben“: Feierabend, Kino, Freund . . .

Vierter Tag, 23. Juli

Ich habe schon guten Kontakt mit den Arbeiterinnen rechts und links neben mir. Einige arbeiten sehr nachlässig, das ist unverantwortlich bei diesem Hochbetrieb; alles ist schon nervös, die Abteilungsleiter fluchen und sind dauernd am Telefon, die Berge von noch auszuzeichnenden Textilien wachsen immer mehr an. Wenn man dann die schlechte Arbeit noch einmal nachsehen und verbessern muß, Stück für Stück, dann kriegt man das Kribbeln. Dazu kommt dauernd Personal und wirft wieder alles durcheinander, um sich die besten Sachen herauszusuchen und zu „reservieren“, so daß sie erst gar nicht zum Ausverkauf ins Geschäft kommen.

Ich unterhalte mich leise und vorsichtig mit meinen Kameradinnen über ihre Arbeit und ihr Leben. Der Personalchef will angeblich keinerlei Gespräche während der Arbeitszeit, dann würde nichts getan, und die Anordnung, sich nur mit Nachnamen, ohne „Fräulein“ und „Du“ anzureden, ist auch von ihm, es soll keinerlei Intimität und „Freundschaft“ aufkommen. Danach gehandelt wird nur, wenn er in der Nähe ist.

Was die Arbeit anbetrifft, so habe ich von einem „Arbeitsethos“ noch nicht viel gemerkt. Den meisten ist es gleichgültig, wo und wie sie den Tag herumkriegen, das Leben beginnt erst mit dem Feierabend, und die Arbeit betrachten sie nicht als zum „Leben“ gehörig, weil sie unpersönlich und unbeliebt ist. Bei einigen der ganz jungen Arbeiterinnen erkenne ich eine rein vitale Freude an der körperlichen Arbeit, wenn die Riesenberge Textilien verschwinden, und ich glaube, daß es möglich wäre, hier mit Lob und Anerkennung anzusetzen und so etwas wie ein über die bloße pflichtgemäße Anteilnahme hinausgehendes Verantwortungsbewußtsein zu wecken, während die Fachkräfte doch eine gewisse Betriebszugehörigkeit und Verantwortung der Firma gegenüber empfinden und jetzt ohne großes Murren, das ihnen doch nichts nützt, dauernd Überstunden machen.

Die Aushilfen erzählen mir, was man noch nach Feierabend „anstellen“ kann. Die ganz jungen, 15- bis 16jährigen, gehen evtl. noch zur Gruppe, zum Turn- und Gesangverein. Aber dann, spätestens ab 16, hat schon jede einen Freund oder tut wenigstens so. Daheim mithelfen will niemand, aus einer falschen, geringschätzigen Wertung der Hausarbeit heraus, und aus Vergnügungssucht. Sie gehen durchschnittlich drei- bis viermal wöchentlich ins Kino, vom 10. Lebensjahr an ungefähr. Man kann diese Zahlen aber nicht verallgemeinern, diese Hilfsarbeiterinnen sind ein kurioses Völkchen, nicht in jedem Falle einwandfrei, sie denken nur an und bis zur Heirat, 20 Jahre ist das Höchstalter.

Fünfter Tag, 24. Juli

Ich habe heute wieder länger gearbeitet, anderthalb Stunden. Da ich festen Lohn bekomme, werden sie nicht angerechnet. Den jungen Mitarbeiterinnen rede ich immer zu, sie sich aufschreiben zu lassen; sie bekommen wenig genug: bis zu 16 Jahren 19,80 DM pro Woche, bis zu 18 Jahren 29,80 DM wöchentlich. Darüber hinaus sind in dieser Position kaum Mädchen da. Sie werden vom Arbeitsamt für drei Monate geschickt und fliegen von einer Stelle in die andere mit dem Gedanken: Hauptsache, wir verdienen schnell Geld und heiraten bald. Ich glaube, daß ein Teil der Mißstände zwischen Aushilfen und Fachkräften an dem dauernd wechselnden Personal liegt, dabei ist ja kaum eine Einheitlichkeit und echte „Vertretung“ möglich. Wie soll das „Stammpersonal“ so schnell mit den ewig Neuen in Kontakt kommen? Die Leiterin der Warenannahme hat zwar eine gute Art, mit diesen Aushilfen umzugehen, aber alles sieht sie eben auch nicht.

Ich kann z. B. beobachten, wie unter meinen Augen ein 16jähriges Mädel von einem 17jährigen systematisch verdorben wird. Das kann unauffällig geschehen, da sich vom verantwortlichen Personal ja niemand, außer in sachlichen Arbeitsanweisungen, um diese jungen Hilfskräfte „kümmert“ oder mit ihnen über „private“ Dinge spricht. Ich versuche dauernd, mich zu den beiden zu setzen und mit ihnen zu arbeiten. Besonders erfreut scheinen sie nicht darüber, dauernd verschwinden sie gemeinsam, um die fertige Ware im Wagen zur Verkaufsabteilung zu bringen.

Sechster Tag, 25. Juli

Ich muß auch einmal von den Spinden unten und den Toilettenanlagen schreiben. Die Räumlichkeiten, in denen wir morgens unsere Sachen ablegen, kann man fast als Katakomben bezeichnen, dunkel und ohne Luft. Die Toilette hat sechs Kabinen, von denen eine oder zwei immer abgeschlossen sind, eine nicht schließt, bei einer der Deckel ab ist. Der Rest ist auch nicht sauber, die Waschanlage immer schmutzig und überschwemmt, man tappt dauernd durch Wasser. Gerade diese Anlage unten an der Pforte wird aber am meisten benutzt, wenn morgens alle kommen und abends alle gehen. Ich habe nicht feststellen können, daß daran etwas repariert wurde.

Auch die Zustände mittags in der Kantine sind nicht gerade erfreulich. Es wird in vier Tischzeiten gegessen, jedesmal sind etwa 300 Menschen so eng um die Tische gepfercht, daß niemand mehr dazwischen kann. Die Tische sind aus rohem Holz, ohne Decken; an der Essensausgabe ist zu wenig Personal, so daß man von der halben Stunde Pause pro Tag gut 10 Minuten für den Hin- und Rückweg vom Arbeitsplatz über den Hof zur Kantine und für das Schlangestehen um Essen abrechnen muß. Das ist doch für die durchschnittlich mindestens zehn Stunden stehenden Verkäuferinnen keine Entspannung! Ein richtiges Mittagessen holen sich nur wenige, meiner Schätzung nach kaum 10 %, obwohl es für 0,80 DM mit Fleisch, für 0,35 DM ohne, für 0,15 DM Suppe günstig zu haben ist. Das Essen bezeichnen viele als Fraß. Das stimmt nicht, ich habe mich täglich selbst davon überzeugt; für *das* Geld kann niemand daheim so kochen. Wenn man allerdings die 0,80 DM täglich auf einen Monat umrechnet, dann macht das bei dem geringen Lohn einer Verkäuferin doch allerhand aus. Vielleicht essen deshalb so wenige. Die meisten schleckern sich durch, dabei sind Gebäck, Brötchen usw., wohl aus pädagogischen

Gründen, im Preis recht teuer gehalten. Die jungen Aushilfen bekommen oft täglich von daheim 1,50 DM für Essen mit und verbrauchen das Geld für andere Zwecke. –

Nachmittags werde ich gerufen und in die Schmuckabteilung geschickt, „echte“ Juwelen zu verkaufen. Ich preise mit dem Brustton der Überzeugung „goldene“ Riesenspinnen, Schildkröten usw. an und bin verblüfft, daß die Leute darauf auch noch zwei Jahre Garantie verlangen. Ich weiß, daß ich bei dieser Beschäftigung beobachtet werde. Der Personalchef kommt vorbei und konstatiert mit schlecht verhehlter Schadenfreude: „Na, da lernen Sie auch mal die andere Seite des Lebens kennen!“

Natürlich hat mir auch hier niemand gezeigt, wie ich es machen muß. Und das bei dem Betrieb! Die Ketten haben Patentschlösser, die ich den Leuten dauernd vorführen soll. Es gehört allerhand Diplomatie dazu, ihnen zu verbergen, daß ich sie selbst weder auf noch zu kriege. Wenn gerade niemand guckt, verschwinde ich schnell in der Versenkung und übe den Umgang mit Patentschlössern.

Siebter Tag, 27. Juli

Heute morgen begann der Sommerschlußverkauf. Ich habe Büstenhalter verkauft, ich weiß nicht wie viel. Die in der Abteilung kriegten bald einen Schlag, als ich ihnen „auf Grund meiner besonderen Intelligenz“ zugeteilt wurde, ahnungslos. Ich habe ihnen dann geraten, mich immer an derselben Stelle zu lassen, dann kam auch schon der Strom von Kunden, und niemand kam mehr zur Besinnung. Mittags in der Pause konnte ich nicht essen, so schlecht war mir. Den meisten anderen auch. Die von der Massenpsychose und dem Ausverkaufsfieber erfaßten Leute, ihr Wühlen in der Wäsche, verlangten ruhiges Blut. Alle Nummern flogen wild durcheinander, es war keinerlei Übersicht mehr, und doch blieb das Personal beherrscht und lebenswürdig.

Ich bediente eine Französin, sie verstand kein Wort, ich sprach daraufhin französisch. Sie verließ entzückt über so „gut geschultes“ Personal mit vier Büstenhaltern das Schlachtfeld.

Wir waren abends spät „fertig“, im doppelten Sinne des Wortes. Da war die Tafel Schokolade, die wir am Ausgang erhielten, als wir gegen 20 Uhr passierten, mit ihrem Verkaufspreis von 0,75 DM zwar eine schöne Geste, aber nur ein magerer Trost. Nach Ansicht der Verkäuferinnen sollte es für diese Schufferei und Mehrarbeit lieber

Prämien und Überstundengeld geben. „Aber,“ so sagen sie, „statt dessen wird uns während dieser zwei Wochen auch noch der freie Mittag abgezogen, den wir Aushilfen auch nicht später nachbekommen, da wir dann ja schon fort sind!“ Außerdem sind sie empört darüber, daß die ersten Kunden schon um 8.30 Uhr hereinkommen und die letzten erst gegen 19 Uhr gehen. Ihre Wünsche diesen Kunden gegenüber sind entsprechend fromm. „Man sollte sie einzeln abschießen“, ist noch der friedlichste Vorschlag. Andere sind mehr für einen Groß-einsatz der Feuerwehr.

Achter Tag, 29. Juli

Ich habe heute den ersten Lohn bekommen. Eine Hilfsarbeiterin, mit der ich mich angefreundet habe, bekam für den ganzen Monat 81,- DM netto, ohne einen Pfennig Überstundengeld*.

Bei den Verkäuferinnen, besonders den älteren, die schon andere große Geschäfte kennengelernt haben, stelle ich immer starke Unzufriedenheit fest über die sozialen Maßnahmen. Eine beschwert sich darüber, daß sie, um pünktlich zu sein, morgens um 6 Uhr von daheim fort muß. Sie hat Mann und Kind und könnte bedeutend später fahren, wenn sie 10 Minuten zu spät kommen dürfte. Tut sie das aber, so werden ihr von ihrem freien Nachmittag zwei Stunden abgezogen. Abends ist sie entsprechend spät zu Hause. Das ist bei mehreren so. Die Aushilfe neben mir hat daheim ein schwerkrankes Mädchen, 40° Fieber. Sie fragt die Abteilungsleiterin um 19.15 Uhr, ob sie gehen darf (dabei soll um 18 Uhr Schluß sein, danach wird noch aufgeräumt). Es wird ausnahmsweise erlaubt.

Ich versuche einige Male, etwas über den Betriebsrat zu erfahren; alle Befragten sind ahnungslos, da die Abteilungsleiterin ihre Belange beim Personalchef vertreten soll. Diese kümmert sich aber um nichts, das merkt man an den nicht notierten Überstunden.

Die Betriebsnachrichten der Firma hängen an einer kleinen Tafel am Kellerausgang in einem dämmerigen Winkel. Niemand interessiert sich bei der Passage dafür, jeder kommt so spät und dann so eilig wie eben möglich und verläßt abends fluchtartig und ohne Bedauern „das Lokal“.

* Die Studie wurde vor mehreren Jahren durchgeführt.

Neunter Tag, 30. Juli

Heute morgen mußte ich auf dem Personalbüro wegen meiner zu hohen Lohnsteuer vorsprechen. Ich wurde sehr unhöflich und unfreundlich behandelt.

Kurz darauf wurde ich dann vom Pförtner angefaucht, weil ich meine Markennummer nicht richtig aufgehängt hatte und er mir diesen Tag nicht anrechnen wollte. Das sehe ich ja ein, bei diesem Massenbetrieb muß eiserne Disziplin herrschen – aber muß das unbedingt in diesem Ton geschehen?

Die Arbeit mit den verheirateten Verkäuferinnen ist schön, fast schwesterlich, ganz anders als mit den Hilfsarbeiterinnen. Hier kann ich ruhig sagen, ich sei Studentin, das trübt das Verhältnis zu ihnen in keiner Weise, während ich in der Warenannahme ein wenig doppelzünftig geredet hatte, als ob ich aus dem Haushalt komme und meinen Urlaub hier verbringe, um schnell zu verdienen. Das war notwendig, damit ich genauso behandelt wurde wie alle anderen. Mir begegnen hier viele feine, schlichte Menschen, wir kommen gut miteinander aus, und ihr anfängliches Mißtrauen und ihre Verslossenheit sind verschwunden. Ich habe noch nie bei ihnen Unehrlichkeit, sprich „Diebstahl“ bemerkt. Natürlich kommt oft das Gespräch auf Männer, sie fragen selbstverständlich und unbefangen nach ganz „intimen“ Dingen und meinen, sie kennten aber kaum jemand, der „das“ nur in der Ehe tut oder gar nicht. Den besten Zugang findet man zu ihnen, wenn man nach ihren Kindern fragt. Leider findet sich niemand, der mehr als zwei hat.

Zehnter Tag, 31. Juli

Der Verkauf der Wäsche geht ununterbrochen weiter. Morgens habe ich selbst auf dem Kaufschein eingekauft und dabei empfunden, wie unhöflich doch vor allem die Leute an der Kasse den eigenen Angestellten gegenüber sind. Ob diese nicht auch als Kunden gelten?

Einer Verkäuferin wurde von der Luft hier sehr schlecht, die Entlüftungsanlage funktionierte nicht richtig, und die Essensdünste aus Kantine und Lebensmittelabteilung drehen einem bald den Magen um. Von anderen Verkäuferinnen wird mir bestätigt, daß nicht das Stehen, sondern die schlechte Luft für sie am schlimmsten ist. Das Stehen ist in den ersten Wochen sehr schlimm. Ich frage, ob es denn keinerlei Sitzmöglichkeiten gebe, nach dem Reichsgesetzblatt vom 10. 11. 1900 müssen doch Sitzgelegenheiten für Angestellte in offenen Verkaufsstellen bereitgestellt werden. Niemand hat jemals etwas davon gehört.

Elfter Tag, 1. August

Eine ganze Reihe Hilfsarbeiterinnen haben für Montag ihre Entlassung bekommen, dann gehen sie wieder stempeln.

Die Arbeit heute war verrückt: Gestern gab es Geld, heute wurde eingekauft. Die Luft war zum Ersticken, die Pause wurde wieder zur Hälfte abgestanden.

Die Abteilungsleiterin von der Warenannahme, der ich zugeteilt wurde und die wohl für mich verantwortlich ist, erkundigte sich, wie es mir gefiele. Was sollte ich schon anders sagen als „gut“!? Sie meinte dann, bei dieser Firma lerne man eben alles. Ich klärte sie vorsichtig auf, daß man „manches“ lerne, „alles“ wohl nicht.

4. August

Die letzten Tage verlaufen nun ziemlich gleichmäßig. An meinem Stand herrscht immer große Nachfrage, und so vergeht der Tag wie im Flug.

Morgens erfahre ich in der Kantine, daß die junge Hilfsarbeiterin, nach der ich immer frage, weil sie die anderen so schlecht beeinflusst, schon seit mehreren Tagen spurlos verschwunden ist und niemand weiß, wo sie steckt. Das kommt daher, daß die Firma bei den Aushilfen nur selten die Papiere verlangt. Einige haben mir das selbst erzählt. Bei dem großen Bedarf an Kräften kann nicht nur auf „Elite“ geschaut werden. Es wurden außer dem vorhandenen Personal noch 300 Aushilfen eingestellt; alles Büro- und Lagerpersonal mußte auch in den Verkauf, so daß sich in diesen Tagen etwa 1 400 Verkäufer und Verkäuferinnen hinter der Ladentheke fast tot treten.

5. August

Was mich hier langsam nervös macht, ist das Aufsichtssystem. Von allen Seiten wird man ununterbrochen überwacht und kontrolliert, man kann kaum einmal miteinander sprechen. Es ist zwar eine starke Kontrolle und ein regelmäßiges Aufpassen notwendig, aber die Form, in der es geschieht, schafft keine gute Atmosphäre vertraulicher Zusammenarbeit, und ich habe auch noch keinen persönlichen Kontakt zwischen Vorgesetzten, Substituten und Personal beobachtet. Die Chefin unseres Stockwerks bewegt sich ununterbrochen durch die Gänge und Abteilungen, jeder bekommt mal schnell einen Ruffel. Die Bezeichnung der Verkäuferinnen für sie ist nicht liebevoll, aber

zutreffend, keiner mag sie leiden. Manchmal kommt auch der Geschäftsführer vorbei, er scheint allen sympathischer zu sein.

Mittags bei Tisch sitze ich fast ausschließlich neben verheirateten Frauen, die sich nur über ihr Daheim unterhalten oder über den Betrieb schimpfen. Für Politik oder andere Dinge zeigen sie keinerlei Interesse. Sie arbeiten meistens noch, damit ihre Kinder es einmal besser haben sollen als sie. Das kommt bei vielen aus einer wirklichen Not heraus, weil sie selbst ungelernete oder gering bezahlte Kräfte sind, und vor dieser Not wollen sie die Kinder bewahren. Viele sind aber auch mit ihrem jetzigen Lebensstandard unzufrieden und sehen ihr Glück verkörpert im Musikschrank, Auto u. ä.

6. August

Das Verkaufen war heute eine Freude. Ich hatte viel neue Ware bekommen, solide Mittelqualität und konnte dadurch gut und ehrlich raten.

Die Kassiererin neben mir war den ganzen Tag über verdreht und durcheinander und oft am Weinen. Sie hat für Sonnabend unterschrieben und fürchtet sich vor ihrem Heim, das kein „Daheim“ mehr ist und ihr und ihrem Mann fast auf den Kopf fällt, weil es ohne Kinder – leer – ist. Sie haben immer „gewartet“ und dies und das haben müssen, und nun ist es für ein Kind zu spät.

In der Nacht liege ich lange wegen Halsschmerzen wach und kann kaum schlucken – Stimmbandüberreizung –, schon seit einigen Tagen, öfters setzte die Stimme aus, kein Wunder, soviel wie in diesen zwei Ausverkaufswochen habe ich fast das ganze Jahr nicht geredet, und Büstenhalter kann man schlecht in der Taubstummensprache anpreisen.

7. August

Heute morgen liegt zur Abwechslung mal ein durchdringender Geruch von verbrannten Haaren in der Luft. Alles holt japsend Atem, und ich flehe zu allen Heiligen, daß die Verkäuferin von der Parfümerie neben mir nicht wieder versucht, durch einen „Gegenangriff“ mit schwülem, billigsten Parfüm die Luft zu verbessern.

Nachmittags muß ich meine Kündigung unterschreiben. Ich hatte in drei Wochen keinen freien Nachmittag und bekomme deshalb den 8. August frei.

Der Abschied von allen ist ehrlich und herzlich; sie fragen, wann ich wiederkomme, und danken für meine Hilfe. Das ist das erste „Danke“, das ich hier höre. „Bitte“ und „danke“ vom Vorgesetzten den Untergebenen gegenüber ist völlig unbekannt. – Dann habe ich noch eine Reihe von Gängen zu machen, werde an der Hauptkasse angefaucht, bekomme von einem „Herrn“ eine schwere Eisentüre fast an den Kopf geknallt und melde mich dann beim Personalchef ab ohne gegenseitige Komplimente.

Abends feiere ich mit meinen Wirtsleuten und einigen mit ihnen befreundeten Arbeitern in der „Eigenen Scholle“ Ausstand. Ich bin froh, daß ich es geschafft habe.

8. August

Jetzt sitze ich im Zug und fahre heim. Anderthalb Stunden habe ich meinen Auftraggebern über meine Eindrücke berichten dürfen.

„Gesamteindruck?“

Ich versuche vorsichtig und zurückhaltend das Gelände zu sondieren: „Drei plus“.

Meine Auftraggeber sind erstaunt über das günstige Urteil. Sie hatten ein schlechteres erwartet.

Ich habe Bedenken. Ist die Zeit eines Ausverkaufs nicht ein Ausnahmezustand, und ist es in gewöhnlichen Zeiten nicht anders? Kann ich mir überhaupt in drei Wochen ein Urteil erlauben, abgesehen von meinen persönlichen Eindrücken?

Man fragt mich dann nach dem Verhältnis zwischen den Vorgesetzten und dem Personal, nach der Arbeitsfreude, dem Umgangston usw. Ich habe den Eindruck, daß ich offen und vor allem ganz persönlich sprechen kann und soll.

Vom Personalchef habe ich eine Bescheinigung über die bei der Firma abgeleistete Zeit erhalten. Ich lese: Frl. X hat alle in sie gesetzten Erwartungen erfüllt, wir sind überzeugt, daß ihr die Arbeit bei uns neue Gesichtspunkte eröffnet hat.

Allerdings! Wenn er wüßte . . .

*